

# Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.

Nr. 45.

Halle a. d. S., Sonntag den 22. Februar

1891.

[28]

## Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

### XII.

„Kennst du die Blau Blume?  
Sie leuchtet hehr und mild,  
Aus fernem, fernem Welten  
Ein strahlend Sternbild;  
Einst sah ich jene Blume  
In mondesheller Nacht —  
Nach ihr strebt' ich die Hände,  
Da bin ich jäh erwacht!“

Der große Weihnachtsbaum, den Tante Lona für die armen Dorfkinder aufgestellt hatte, stand noch nahezu im Vollbesitz seines Schmuckes im Nähssaal. Er sollte nämlich erst am Dreikönigstage von der versammelten Dorfjugend geplündert werden. Klein Eochon bewunderte mit lautem Entzücken den herrlichen Christbaum. Kaum eine Stunde nach der Scene in der Bibliothek war Baronessa Yella hinabgegangen, um Magdalena Bächner noch zu sprechen; aber diese war, ermitet von all der Aufregung, bereits zu Bette, und das kleine Eochon blätterte in einem Bande einer illustrierten Zeitschrift, den Wiska ihr gebracht hatte. Dieser war nämlich der spezielle Dienst bei Fräulein Bächner aufgetragen worden. Yella nahm das Kind mit sich und befahl Wiska, bei der Blinden zu bleiben.

Und nun schnitt Yella Zuckerbrot und Bonbons von dem Baume ab, reichete die Süßigkeiten dem Kinde und erzählte dazwischen halbblut und so lakonisch als möglich der Tante Lona, welche von Yella herbeigeholt worden war, wem das blonde Kind gehöre, und wie es nach Rotheim gekommen sei. Die alte Dame hatte viel mit dem Kopf zu schütteln, während sie Yella zuhörte. „Du dachtest, Siegfried sei der Vater des kleinen Geschöpfes da?“ fragte sie endlich, wie ungläubig. „Ja,“ nickte Yella. „Louis hat es mir ganz ausdrücklich gesagt, und ich hatte dem Fräulein Bächner auch geschrieben, nur zu kommen, wenn sie mit Siegfried in Verbindung gestanden habe.“

„Louis ist ein Spitzbube und hat sicher den Brief gefälscht,“ rief die alte Dame entrüstet. „Aber dich, Yella, begreife ich durchaus nicht. Du, sonst der verkörperte Stolz, besprichst mit einem Diener derartige Dinge! Und abgesehen davon, daß dieser Verdacht, den du gehegt hast, dem Direktor gegenüber grenzenlos beleidigend ist, so ist mir wirklich nicht klar, welchen Zweck du verfolgst, als du die arme Frau mit dem Kinde hierher kommen ließest. Dir kann es doch gleich sein, welchen Charakter Siegfried hat.“

„Ich war über das Unpassende meines Vorgehens durchaus nicht im Zweifel,“ versetzte Yella flüsternd; „aber du wirst dich erinnern, Tante, daß mir der Charakter des Direktors nicht so sehr über jeden Zweifel erhaben schien, als dir, dem Vater, kurz allen anderen. Und aus dem Verlangen, mir darüber Gewißheit zu verschaffen, entsprang meine Handlungsweise, die dich so sehr entsetzt. Mir war, als müßte ich mir um jeden Preis die Genugthuung verschaffen, den Direktor gemüthigt zu sehen.“

„Mein Himmel, Yella!“ rief die Freifrau verwirrt, „ich glaube gar, du hättest dich gefreut, wenn das Schreckliche wahr gewesen wäre.“ — Yella athmete tief auf. „Nein, Tante,“ sagte sie langsam, „ich freue mich, daß es nicht wahr ist.“

„Fräulein, darf ich mir dieses Silberbuch behalten?“ fragte das kleine Eochon, vertraulich zu Yella emporsehend und auf ein kleines am Weihnachtsabend zurückgeliebenes Buch deutend, welches sie lebhaft interessirte. Die Baronessa blickte tief in die holden Kinderaugen. „Ja, mein Kind, das Buch nimst du mit, und hier diese Kette bekommst du auch zum Andenken an Tante Yella.“ Dabei nahm das junge Mädchen eine fein gearbeitete Goldkette von ihrem Halse und schlang sie um den Nacken des Kindes.

„Aber, Yella!“ mahnte Tante Lona, „die kostbare Kette.“

„Laß mich nur, Tante, du weißt nicht, wie viel Dank ich diesem Kinde und seiner Mutter schulde. Ich habe mir gelobt, dieses Kind in meinen Schutz zu nehmen, wenn das Geschick ihm die natürlichen Beschützerinnen raubt, die es jetzt hat. Eochon soll niemals Erfahrungen ähnlicher Art wie der arme Onkel Valentin machen.“

„Du vergiffest, Yella,“ erinnerte Frau v. Balten, „daß wohl Direktor Siegfried auch für die kleine Eoda sorgen wird, wie er für ihre Mutter sorgt.“

„Nun, dann gestattet er mir wohl, daß ich an seiner Sorge theilnehme.“

Das kleine Mädchen beschaute während des ihm unverständlichen Gespräches ganz entzückt die goldene Kette, die tief von dem rothigen Hälschen auf das dunkelblaue Wollkleidchen herabhing.

„Was nur Großmama sagen wird, daß ich etwas so Schönes bekommen habe,“ rief Eochon endlich aus. „Mama hat gesagt, daß wir schon morgen wieder fortfahren. Das ist schade; mir gefällt es sehr gut hier.“

„Das freut mich,“ entgegnete Yella lächelnd, „da mußt du mit deiner Mama recht bald wieder kommen und länger hier bleiben, im Sommer ist es noch viel schöner hier.“

„Willst du auch, daß ich wiederkomme?“ fragte das Kind mit einem nachdenklichen Blicke Frau v. Balten.

Diese hob lächelnd das schöne Kind empor und küßte es. „Ja, mein Herz, ich will auch, daß du wiederkommst. Es ist ein Glück,“ fügte sie leise hinzu, „daß Eochon nur ihrer Mutter gleicht.“

„Wird der Herr Louis wieder mit uns fahren?“ fragte das kleine Mädchen nach einer Pause. „Nein, mein Schatz,“ erwiderte die Baronessa, „aber es ist gut, daß du mich daran erinnerst.“ Und zu Tante Lona sich wendend, sagte Yella:

„Louis hat sich ohne Zweifel empfindlich an dem Direktor rächen wollen. Wofür, das mag der Himmel wissen. Der sein angelegte Plan war nur etwas zu früh aufgebaut, so daß der leiseste Windstoß ihn vernichten mußte. Louis soll Frau Bächner nicht begleiten. Tante Lona, du thust mir wohl den Gefallen und ersuchst den Herrn Direktor, daß er seinem Paul gestattet, die Blinde und ihr Töchterlein nach Lindenheim zurückzubringen.“

„Aber, Kind,“ sagte die Freifrau verwundert, „das kannst du dem Direktor heute beim Thee selbst sagen.“

Yella zögerte. „Ich möchte es nicht thun, Tante.“

„Du fühlst dich schuldig! Nun ich an deiner Stelle hielte es für meine Pflicht, den Direktor Siegfried ganz ehrlich um Verzeihung zu bitten; dein Vorgehen war unverantwortlich, und dein Verhalten in der Bibliothek hat ihm sicher verrathen, in welchem entsetzlichen Verdacht du ihn hattest.“

„Ihn um Verzeihung zu bitten, das vermag ich nicht und das thue ich auch nicht, Tante!“ rief Yella so heftig, daß die alte Dame erschrocken schwieg.

In diesem Augenblicke erschien Paul und meldete der Freifrau respektvoll, daß der Direktor Siegfried sich entschuldigen lasse; er könne heute nicht zum Thee kommen. „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir die Umstände, welche ihn veranlassen, heute von unserem Theetische fernzubleiben, lebhaft bedauern,“ sagte Frau v. Balten freundlich, inbeß Yella stumm vor sich niedersah. „Ich muß ihm also deinen Wunsch schreiben,“ bemerkte Tante Lona, als sich Paul entfernt hatte.

Am nächsten Nachmittage fuhr Magdalena Bächner mit ihrem Töchterlein wieder nach Lindenheim zurück. Dem schriftlichen Ersuchen der Freifrau v. Balten, Paul zur Begleitung mitfahren zu lassen, hatte Siegfried auf das Bereitwilligste entsprochen. Vormittags war der Direktor noch bei Magdalenen gewesen und hatte sie in sehr bewegter Stimmung zurückgelassen. Auf der Schwelle traf er beim Fortgehen die Baronessa. Willkommen dankte sie seinem Küßchen, stumm

Grüße. Er trat auf die Seite und ließ die junge Dame an sich vorüberschreiten; er benahm sich dabei, als stände er vor einer ihm völlig Fremden.

Doppelt fleißiges Arbeiten in den Holzschlägen sollte den Ausfall der Arbeitszeit während der Feiertage wieder einbringen. Es war so ausgiebiges Schneewetter eingetreten, daß man sich beeilen mußte, die prächtige Schlittenbahn zum bequemen Fortschaffen des geschlagenen Holzes, besonders der ganzen Stämme zu benutzen.

Direktor Siegfried war fast von früh bis Abend im Walde, um persönlich die Arbeiten zu überwachen; häufig genug trat er auch in das Häuschen bei der Sägemühle, und hier lauschte Siegfried manchmal in Gedanken verloren auf die Worte des alten Valentin, wenn sich dieser in seine Erinnerungen versenkte oder wenn er über die kleinen Tagesereignisse berichtete, z. B. daß Baroness Yella trotz des Schneegießers dagewesen sei, daß sie lange und freundlich mit ihm geplaudert habe; bald wieder hatte sie ihm etwas besonders Gutes aus der Schloßküche geendet oder sonst irgend welche Aufmerksamkeiten erwiesen. Eines Tages sah Siegfried auch ihr Bild, das Bild Yella's v. Rothheim in zierlich geschnittenem Rahmen auf der Kommode des kleinen Zimmers stehen. Lange betrachtete der Direktor die stolzen, schönen Züge, dann nahm er das Portrait und verglich es mit der kleinen alten Photographie, die noch unter dem rothen Holzkreuz hing.

„Valentin,“ sagte der Direktor plötzlich und stellte das neue Bild wieder an seinen Platz, „ich werde übermorgen abreisen, hier bin nicht mehr notwendig und in 2. warten bringende Geschäfte auf mich. Was noch zu besorgen ist, kann auch der alte Görlisch versehen, er kennt ja alles gründlich.“

Valentin nickte traurig. „Nichts auf der Welt dauert ewig,“ sagte er langsam. „Daß Ihr Aufenthalt in Rothheim einmal ein Ende werde nehmen müssen, das konnte ich mir alle Tage vorhersehen. Aber nun trifft's mich doch hart — recht hart. Manchmal hab' ich auch wohl gedacht, es könnte anders kommen. Mein Gott, Sie wären ja nicht der erste Bürgerliche, der eine Aristokratin heirathet; aber ich hab's schon am Weihnachtsfeiertage gesehen, da Baroness Yella zum erstenmale bei mir war, daß Sie, Herr Direktor, und Yella nimmer zusammenpassen. Die Baroness wurde ja ganz jorinig, als Sie damals eintraten. Und auch Sie, Herr Direktor, hören nicht einmal gern von ihr sprechen, und sie ist doch so wunderschön!“

Den Kopf in die Hand gestützt hatte der Direktor dem Alten zugehört. Jetzt überflog ein bitteres Lächeln seine Züge. „Ihr habt in Eurer Einsamkeit Zeit, wunderliches Zeug zu träumen. Mit einem aber habt Ihr recht; Baroness v. Rothheim und ich, wir passen nicht zusammen. Daß die Baroness sehr schön ist, das leugne ich ja nicht; mir gefällt mir jenes Kimberbild von ihr unter dem Kreuzifix besser als das neue Bild hier, das sie als stolze Amazone darstellt. Jetzt, da Ihr das neue schöne Bild besitzt, könntet Ihr mir das kleine Bildchen geben, Valentin.“ Es hatte dem stolzen Manne sichtlich viel Ueberwindung gekostet, diese Bitte auszusprechen. Valentin sah auch höchste Überrascht aus; dann aber löste er, ohne etwas zu erwidern, die Photographie von der Wand und reichte sie dem Direktor. Dieser steckte das Bildchen mit einem lakonischen „Danke!“ in seine Brieftasche und verließ den Alten, indem er versprach, jedenfalls noch vor seiner Abreise in dem Häuschen an der Sägemühle vorzusprechen. Es

dukelte schon stark, als Nofz in das Schloß zurückkehrte. Kaum hatte er die durchnähten Oberkleider abgelegt, als schon ein Diener mit einer Einladung des Schloßherrn erschien, der Herr Direktor möge so freundlich sein, zum Souper herüberzukommen. Siegfried zögerte einen Augenblick, doch fast allzu oft hatte er in der letzten Zeit unter allerhand Vorwänden derlei Einladungen abgelehnt; und heute war es zum letztenmale.

Als Siegfried eine halbe Stunde später in den Salon getreten war, rief ihm Strehlen aus der Ecke am Kamine, seinem Lieblingsplatze, einen herzlichen Gruß zu. „Ich bin schon wieder hier,“ sagte er lachend. „Ich hatte eben nur den Kopf zur Thür meines alten Gulenneffes hineingesteckt, als ich auch schon mit meiner Wirthschafterin rannte, einen Knecht davonjagen und einem zweiten eine Lektion im Pferdestriegeln geben mußte. Dergleichen Vorfälle habe ich indes noch als angenehme Anregung zu betrachten, denn man könnte als alter Junggeselle eigentlich vor Langeweile in meinem Strehlenhorst sterben. Bleiben Sie beliebt, meine Junggeselle, bester Direktor, und nehmen Sie an mir ein abschreckendes Beispiel. Es ist doch ein trauriges Leben, so ohne Weib und Kind!“ Der anfänglich scherzhaft Ton Strehlens war bei den letzten Worten recht ernst geworden.

„Aber, lieber Strehlen,“ sagte Tante Lona, „warum nehmen Sie denn den Antrag Libors nicht an, den er Ihnen schon so oft wiederholt hat? Kommen Sie doch ganz nach Rothheim. Platz giebt es wahrhaftig genug bei uns im Schlosse.“ Baron Rothheim stimmte lebhaft seiner Schwägerin bei.

„Du weißt ja, Freund Rothheim, wie gern ich zu euch käme,“ entgegnete Strehlen mit einem halben Seufzer, „aber wer kauft mir so im Handumdrehen mein Strehlenhorst ab.“

„Du, lieber Gott, wenn man weiß, daß du ernstlich dein Besitzthum verkaufen willst, findet sich schon ein Liebhaber.“

„Ach ja, Onkel Strehlen,“ sagte Yella lächelnd, „kommen Sie ganz zu uns. Auch mir geschähe dadurch ein großer Gefallen. Sie können mir Tante Lona erheitern helfen, die jetzt oft gar zu ernst daren sieht, und nicht daran denkt, daß, wenn's auch draußen noch stürmt und schneit, ja doch der Frühling bald kommen wird. Wir sind ja schon im Januar!“

Strehlen lachte. „Schon im Januar! Natürlich kommt dann gleich der Frühling. Aber daß mich Baroness Yella heute einmal „Onkel“ nennt, ist fast ein so großes Wunder, als Aurikeln im Schnee. Mir ist das nur passiert, als Yella noch ein kleines, kleines Mädchen war. Damals nannte ich ihre Augen immer die „Aurikeln im Schnee,“ was ich heute wahrscheinlich nicht mehr thun darf, obgleich es noch immer zutrifft. Es freut mich übrigens sehr, daß auch Sie, Yella, meine beständige Gegenwart auf Schloß Rothheim wünschen, wenn ich auch nicht glaube, daß ich eine so besondere Macht habe, unsere verehrte „Tante Lona“ heiter zu stimmen. Das gelingt unserem Freunde Siegfried viel besser.“ Der Direktor sah nämlich wie gewöhnlich an der Seite Tante Lona's. Nach den rasch ausgetauschten Grüßen hatte er jedoch heute noch nicht gesprochen.

„Sie sind ein Schalk, lieber Baron,“ sagte die Freifrau lächelnd, „aber daß ich unseren guten Direktor recht sehr vermissen werde, leugne ich gar nicht, ja ich hoffe, daß auch ihm ein wenig um die alte Tante Lona bange sein wird. Direktor Siegfried hat mir bereits heute vormittag gesagt, daß er in wenigen Tagen schon abreisen will.“ (Fortf. folgt.)

## Ein Schuß.

Von Julius Freund.

Die ganze Stadt war in Aufregung über den Selbstmord des Grafen Vierstadt. In den Zeitungen standen spaltenlange Berichte voll vager Vermuthungen und kühner Kombinationen, abenteuerliche Gerüchte, geheimnißvolle Andeutungen liefen von Haus zu Haus, man diskutirte das Sensationsereigniß auf den Straßen, in den Restaurants und Cafés, man sprach von nichts anderem in den Klubs, während der Zwischenakte in den Theatern, die Gesellschaft machte förmlich einen Sport aus den Versuchen, den Gründen des tragischen Ereignisses auf die Spur zu kommen; aber es blieb beim Vermuthen, Kombinationen, Ahselauden, Kopfschütteln, niemand fand den Schlüssel zu diesem Räthsel, das der Tod des Grafen der Residenz aufgegeben hatte. Die Geschichte war aber auch zu sonderbar. Ein Kavaller, der Erbe eines Majorats, gesund, reich, jung, geistvoll — der Löwe aller Salons, der Stolz der Frauen, ein Mann, der von allen benedict und

habet sonderbarerweise doch von niemandem gehaßt wurde, der sich in reichbewegter Jugend auf ausgedehnten Reisen frühzeitig eine factastische Ueberlegenheit erworben hatte, ohne dabei stumpf und lebensmüde geworden zu sein, der von den Menschen nichts forderte, nichts erwartete — nicht Dankbarkeit, nicht Treue — und gegen jede Enttäuschung gefeit schien, solch ein Mann, zum Leben geschaffen, schafft sich aus dem Leben.

An einem Dezembermorgen kommt er aus dem Klub, wo er mit merkwürdiger nervöser Lustigkeit tolle Reizeerlebnisse erzählt und im Bakarat eine Menge Geld gewonnen hat, heim in seine Junggesellenwohnung — der alte Bettler an der Ecke des Hauses hat ganz deutlich gesehen, wie er eine Zeitlang zögernd vor dem Haussthor auf- und abging und mit dem Stocke dazu auf den Steinfliesen den Takt klapperte, — zehn Minuten später kracht ein Schuß und wie der Diener, aus dem Schlafe geschreckt, ins

Simmer seines Herrn eilt, findet er den Grafen lang ausgestreckt auf dem Teppiche, den Revolver in der Hand, einen Tropfen Blut an der durchschossenen Schläfe, — — tod! Drei Tage darauf wurde der Graf begraben.

Es war bitterfalsch, aber die Mitglieder des Klubs hatten es sich doch nicht nehmen lassen, ihrem Freunde vollzählig das Geleit zu geben. Die Sache ging durchaus nicht sehr feierlich vor sich, der Graf hatte immer gewünscht, seinen letzten Weg wenn irgend möglich in scharfem Trabe zurückzulegen, — weil er die Menschen nicht gern beschäftigte oder lange aufhielt — und so geschah es denn auch.

Draußen sprach der Pfarrer ein kurzes, frostiges Gebet, während die Klubmitglieder trüppelnd und händereibend im Kreise herumstanden und dann ging es höchst eilig zum Bierstadt'schen Erbegräbnis; es sah ungemein eierartig aus, wie alle diese schwarzen Gestalten zwischen den schneebedeckten blendend weißen Gräberreihen dahinwandelten.

Je weiter der Zug kam, desto mehr glückte sich der Kontrast der Farben aus, weil der Schnee ununterbrochen herniederrieselte und all' diese schwarzen Cylinder, schwarzen Röcke, schwarzen Handschuhe nach und nach immer dichter mit zarten, weißen Steinchen bedeckte. Nur wenige waren ein paar Handvoll Erde in die Grube — alle Wetter auch! Man nimmt bei solchem Zimmervetter nicht gern die Hände aus den Taschen — dann griffen die Schaufeln ein und taktmäßig fielen die halbgefrorenen Schollen. Unter den zahllosen Blumenbüden, die bestimmt waren, auf dem winterlichen Grabe einen schnell welkenden Sommer der Liebe erblühen zu lassen, erregte besonders ein Kranz allgemeine Bewunderung, ein ungeheurer, kostbarer Kranz, zusammengesetzt aus lauter kleinen Wellenbouquets, deren jedes in seiner Mitte eine kleine gelbe Rose trug. — Eine Stunde später war die ganze Trauerversammlung bereits wieder im Klub eingetroffen.

Ueber die grünen Tafeln rollte das Gold, die klarten raschelnden, durch die feierliche Stille der Säle tönten monoton die Propositionen der Spieler und das „rien ne va plus“ des Bankiers — schade, daß Bierstadt nicht dabei sein konnte, der hätte erit rechten Zug in die Sache gebracht. Nur ein kleiner Kreis betheiligte sich nicht am Spiel. Abseits, in der traulichen Fensternische, besprachen die näheren Freunde des Verstorbenen noch einmal alle möglichen Ursachen des traurigen Ereignisses bis schließlich, nach einer langen Zeit trüben schweigamen Zubörens, der lange Baron Waldburg, Bierstadt's Intimus, der auch die Sichtung und das Ordnen seiner Papiere übernommen hatte, das Wort ergriß.

„Ich will nicht, meine Verehrten,“ so sagte er, „daß die Erinnerung an unsern Freund durch einen Schleier thörichter Sagen verhüllt und wohl gar getrübt werde, deshalb ziehe ich vor, euch mitzutheilen, was ich von der Geschichte weiß. Ich war Bierstadt's einziger Verräuter, und das Wenige, was er mir verschwiegen, hat mir geteilt sein Tagebuch erzählt.“

Ein allgemeines „Ah!“ des Erstaunens, der Spannung ward hörbar, die Herren legten ihre Cigarretten beiseite und zogen die Sessel näher heran.

Nach einer kleinen Pause der Sammlung, während welcher man das „une carte“, „neuf“, „huit“, „dix“ der Spieler aus dem Salon herüberhören hörte, begann Waldburg:

„Es ist immer ein Unglück, sich in eine Schauspielerin zu verlieben und dieses Unglück steigert sich noch, wenn die Betreffende zufällig absolut tugendhaft ist.“

„Giebt's denn so eine?“ warf der kleine Attachs Varet von der französischen Gesandtschaft vorlaut dazwischen.

Waldburg maß ihn mit einem ernsten, zurechtweisenden Blick:

„Für diese Frage, Varet, würde Sie unser verstorbener Freund wahrscheinlich gefordert haben. Ich spreche von der Maxa, der

jungen Heroïne unseres Hoftheaters. Wir alle wissen genau, daß sie ebenso schön wie unnahbar ist, und es giebt hier wohl niemanden, der es wagen würde, ihr mit minderm Respekt zu begegnen, als irgend einer Dame der besten Gesellschaft. Der Blick ihrer klaren Augen, der milde Ton ihrer Stimme, die ruhige Hoheit ihres ganzens Wesens — das alles äbt eine seltsame Macht, die den Klüftigen entwaffnet — einen merkwürdigen Zauber, den sich auch der frivolste Zweifler niemals zu entziehen vermag . . .

Sie alle, meine Herren, lesen seit Jahren in den Zeitungen, mit wie selbstloser Hingabe die junge Künstlerin sich den Werken der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe widmet, sie ist der gute Engel ihres Bezirkes, es giebt dort keinen Armen, der unbeschenkt von ihrer Thür gegangen wäre, keinen Kranken, dem sie jemals Hülfe und Pflege verweigert hätte. Dabei kränkt es sie, wenn die Öffentlichkeit von ihren Samariterdiensten Notiz nimmt, sie verschmäht es durchaus, damit Reklame zu machen, sondern geht sanft und bescheiden ihren Weg, durch einen zitternden Händedruck des Dankes, durch ein Aufleuchten der Freude im Auge eines Besümmerten mehr beglückt, als durch den Beifallsjubel der Menge.

Als Bierstadt vor drei Jahren in unsere Residenz kam, wurde er sofort von der künstlerischen Eigenart dieses jungen Mädchens auf das lebhafteste interessiert. Sein scharfes Auge entdeckte in den damals noch unfertigen Leistungen der Novize ein großes, entwicklungskräftiges Talent und mit dem Bedagen des Keimers verfolgte er von seinem Stammsitz aus — Sie wissen, an der rechten Ecke der ersten Barqueterie — dessen überraschend schnelle Entfaltung. Allmählig wurde in ihm das Interesse an den Fortschritten der Künstlerin immer reger, immer lebhafter, er besuchte das Theater schließlich regelmäßiger als den Klub — Sie verstehen, was das sagen will — und eines schönen Tages, er war am Abend vorher von der Leistung seines Lieblings nicht sehr erdant gewesen, kam er auf die Idee, ihr anonymin eine — kurze Kritik zu senden und ihr auf diese Weise seinen wohlgemeinten Rath zugänglich zu machen. Gekannt wartete er auf den Erfolg. Am nächsten Abend spielte Maxa die gleiche Rolle in völlig veränderter Tone, sie hatte die Rathschläge der anonymen Kritik befolgt.

Um die Taille der Robe geheftet, trug sie — gleichsam ein stummer Dank für ihren unbekanntem Freund — jenes bescheidene Sträußchen, eine von Weisichen umgebene gelbe Rose, das Bierstadt seinem Schreiben beigegeben hatte.

Von nun an erhielt Maxa am Morgen nach jedem Auftreten eine kurze, ehrliche Kritik, voll treffender Bemerkungen und nützlicher Winke, begleitet von einem jener kleinen, zierlichen Weisichensträußchen, — immer enger, immer intimer wurden die seltsamen Beziehungen zwischen der Künstlerin und ihrem unbekanntem Verehrer. Wenn der Graf im Theater saß und regungslos, mit brennenden Augen dem Spiele Maxa's folgte, da fühlte er, daß er Theil habe an ihrer Kunst, ihren Erfolgen, an ihrem ganzen Wesen. Dieser zündende Blick aus den großen, graublauen Augen, diese runde Bewegung des vollen Aermes, dieser leidenschaftliche Aufschrei, das alles war sein Rath, sein Werk, und oft, wenn das Haus erdröhte vom freudigen Beifall der Menge, schien es ihm, als glitten ihre Blicke suchend an den Logen entlang, um den zu finden, an den sie die schwere Schuld des Dankes abzutragen habe. Bierstadt wich ängstlich jeder direkten Begegnung mit der Künstlerin aus. Er fühlte, daß sie langsam von seinem ganzen Wesen Besitz ergriff, daß seine Stimmung völlig von ihren Erfolgen abhing, an den Tagen, an denen sie nicht auftrat, ertappte er sich dabei, wie er — ganz willenlos, einem unbewußten Drange folgend — der Straße zuwärt, in der sie wohnte, weil er das Bedürfnis empfand, sie wenigstens flüchtig zu sehen. (Schluß folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* Eine telephonische Produktion für die Königin Viktoria. Die Gentlewoman, ein londoner Wochenblatt, das ausschließlich von Frauen für Frauen redigirt wird, erzählt in ihrer letzten Nummer folgende Telephon-Geschichte: Als die telephonische Anlage von der londoner Centrale nach Schloß Windsor fertiggestellt war, wollte die Königin eine musikalische Produktion durchs Telephon hören. Eine Kapelle und ein Solosänger wurden für einen bestimmten Abend bestellt. Die Verbindung hatte aber im Windsor-Park Schaden gelitten, und nachdem man sich eine Stunde lang vergeblich geplagt, dieselbe wieder herzustellen, schickte der Direktor der Centrale sowohl die Kapelle als den Sänger fort. Blöthlich meldet man aus Windsor, die Verbindung ist in Ordnung, und die Königin steht am Telephon, um der Produktion zu lauschen. Der Direktor ist in heller Verzweiflung und greift zum letzten Auskunftsmittel, das ihm bleibt — er singt selbst ins Telephon. Nach beendeter Produktion, während welcher kein Rath geschwiegen war, wagte er zu fragen: „Haben Eure Majestät die Musik zu untercheiden vermocht?“ — „Ja wohl,“ klang es zurück. „Es war: God save the Queen, und schlechter gesungen, als ich es je zuvor gehört.“

\* Eine Handelskrise vor 275 Jahren. In dem niederdeutschen Tagebuche des lübeckischen Bürgermeisters Brokes, in den Jahren 1603 bis 1620 geschrieben, findet sich folgende Stelle: In diesen meinen Tagen und Zeiten ist eine so unerhörte Störung (Beschwerung) gewesen, und unchristlicher Zinsfuß und Ueberbeuerung im Handel und Geldverkehr, als bei der Welt Zeiten noch nicht dagewesen, und haben solchen Wucher der vornehmsten Bürgermeister und Rathsherren und Bürger getrieben, und die Herren in Holstein mit ihren Selbgeschäften (Umschlage), so daß viele Bürger durch ihre Undachtigkeit, Stolz und Hoffart, sich mit fremdem Gelde groß leben zu lassen und großen Handel zu treiben, indem sie Gott vergessen und Gottes Horn auf sich luden, zu ihrem großen Schaden sich nicht vorhaben, daß die Zinsen sie auffraßen und sie mitfräßen, bis das Verderben ihnen auf den Nacken lag. Da hatten sie sich so untereinander der eine für den anderen verbürgt und verchrieben (verlawet und verlegt), daß sie alle dadurch verdarben und arm wurden, und mußten es verkaufen und betrogen manchen ehrlichen Mann, der für sie gebürgt und sich verchrieben hatte, so daß bezahlen mußte, wer konnte — wer nicht konnte, mitlaufen oder welchen mußte, ja viele, die durch die Bürgschaften ruiniert wurden — junge Leute — von großen Herzensorgen sterben . . . Darum, meine

Rinder und Erben habe ich dies zum eigenen Spiegel und Exempel geschrieben, daß Ihr Gott fürchtet, und Euch zur Demuth und fleißiger Arbeit haltet und nicht nach ausgedrehteren Geschäften ausguckt, ehe Gott es Euch geben will. Denn die mit Gewalt und häufig reich werden wollen, bekommen gewöhnlich Armut und Bankrott."

\* **Einen sehr interessanten Besuch** erhielt, wie das "B. Z." meldet, dieser Tage eine in Berlin wohnhafte Dame und zwar den ihrer seit einer Reihe von Jahren in Sanftbar lebenden Nichte und deren Gatten, des Kapitäns E., welcher jetzt den deutschen Postdampfer "Reichstag" führt. Außer einem Söhnchen von zehn Jahren führt das Ehepaar ein etwa zehn Jahre altes Negermädchen mit sich, genannt Fayda Nyassa (nach dem Nyassa-See, an dem es geboren), welches der Kapitän E. bei einer Reise in das Innere von Afrika von einem vorüberziehenden Sklavenzuge für 60 M. gekauft hatte. Fayda ist ihrer Dienstherrschaft und insbesondere dem kleinen blonden Söhnchen derselben mit einer grenzenlosen Liebe und Verehrung ergeben, und da sie sich auch sonst als ungemein anständig und brauchbar erweist, auch neben dem Kiswaheli die deutsche Sprache in ungewöhnlich kurzer Zeit verstehen und selbst sprechen lernte, beschloß Kapitän E. das Negermädchen als Dienerin und Gespielin seines Sohnes mit nach Deutschland zu nehmen und hier taufen zu lassen. Fayda zeigte sich, nachdem man ihr die Sache möglichst klar darzulegen verfuhrte, über diesen Plan überglücklich, und so hat denn, vor jetzt ungefähr drei Wochen, die Taufe Fayda Nyassa's in Breslau — Frau E. entflammte der schlesischen Hauptstadt — unter ungeheurem Jubel stattgefunden. Der Geistliche, der den feierlichen Akt vollzog, und der sie auch für den Uebergang zum Christentum vorbereitet hatte, betonte wiederholt, wie überrascht er oft gewesen sei von dem klaren Anschauungsvermögen des Kindes, und daß er selten einen Taufakt mit solcher Freude und Begeisterung vollzogen habe, wie diesen. Fayda, welche in der Taufe den Namen Hedwig erhielt, wurde nun in Breslau als eine Art Werkwürdigkeit gefeiert. Man lud sie mit ihrer Herrin zusammen ein und überhäufte sie mit Nöckereien und Geschenken aller Art. Eine besondere Vorliebe hat sie für Schmuckstücke; überhaupt scheint ihr alles, was die Weibchen tragen und an sich haben, begehrenswert. So erwiderte sie beispielsweise auf die Frage, ob ihr dichtes, krauses wolliges Haar nicht wieder geschnitten werden müsse, ganz entrüstet: "Nein, nicht schneiden!" Fayda will gehen wie "Bibi" — so nennt sie ihre Herrin — und dabei wie sie auf deren Höhe, mit Kämmen arrangierte Haarfrisur. Wenn sie sich in dem Spiegel betrachtet, was sie mit einer Art kindlicher Neugier sehr oft und gern thut, sagt sie stets unwillig: "Wut, Fayda häßlich; so schwarz!" Und versucht dann auf alle mögliche Weise sich "besser" zu machen. Auch mit der deutschen Ernährungsweise hat sie sich bald befreundet; sie schaubert jetzt vor Widerwillen bei der Erwähnung des Wortes "Menschfleisch", trotzdem sie vor noch nicht langer Zeit solches ohne jedes Bedenken genossen hat. Sehr brollig war eine kleine Scene, die sich hier bei der Ueberschreitung der Kurfürstenbrücke mit ihr abspielte. Als sie nämlich des kolossalen Meierstandbildes gewahr wurde, malte sich plötzlich helles Entsetzen auf ihren Zügen, und meinend und zu Tode erschreckt rückte sie sich hinter die Rockfalten ihrer Herrin, fürchtend, das "schwarze Ungeheüm" werde sie tödten. Erst nachdem man ihr auseinandergesetzt, daß dasselbe todt und aus Eisen sei, beruhigte sie sich einigermaßen; dafür befindet sie sich aber jetzt in dem Glauben, daß jeder, der todt ist, zu Eisen wird. Fayda, jetzt Hedwig, ein weit über ihre Jahre hinaus entwickeltes kräftiges Mädchen, verrichtet mit unermüdlichem Eifer und treuester Anhänglichkeit die Dienste eines Kinder-mädchens bei ihrer Herrschaft. Sie findet es in Berlin schöner als irgendwo in der Welt, und ist sehr traurig, daß ihre Herrschaft schon in wenig Tagen von dort abreisen wird, um sich in Hamburg dauernd niederzulassen.

\* **Als Kontrolle für die richtige Rassenführung in Waarengeschäften** dürfte sich ein vor kurzem in England erfundener Apparat empfehlen. Es ist dies eine Geldkasse, bei welcher der hineingeworfene Geldbetrag durch eine mechanische Vorrichtung nicht nur gezählt, sondern auch die Summe auf einen Papierstreifen gedruckt wird, und sofort hinter einer Glascheibe erscheint. Es kann sich also der Käufer sofort davon überzeugen, daß die von ihm bezahlte Summe auch richtig in die Kasse geworfen ist und der Besitzer des Geschäftes braucht abends nur den Rassenbestand mit der Summe der auf den Kontrollstreifen aufgedruckten Einzelbeträge zu vergleichen.

\* **Das Neueste in der Photographie** ist ein Apparat, welcher die photographische Aufnahme innerer Körpertheile gestattet. Es besteht der Apparat aus einer photographischen Kamera, welche in der Spitze eines Gummi Schlauches befestigt ist, und deren Aufnahmeöffnung mit elektrischen Glühlampen umgeben ist. Der Apparat wird in die Höhlungen, welche photographirt werden sollen, eingeführt und alsdann durch eine elektrische Verbindung gleichzeitig die Verschlussklappe des photo-

graphischen Apparats geöffnet und die Glühlampen zum Leuchten gebracht.

\* **Werkwürdiges Geflügel.** Ein Arzt, ein leidenschaftlicher Altmro, erlegt auf der Jagd einen prachtvollen Steinadler. Hocherfreut trägt er die Beute sorgfältig heim, da er beabsichtigt, den Vogel als Hauptschmuck seines Zimmers ausstopfen zu lassen. Zubause angekommen, hängt er das Thier in die Kammer, in welche er stets seine Jagdbeute, Rebhühner, Schnepfen usw. bringt, und geht dann ins Wirtshaus, wo er von seinen Jagdfreunden begrüßt und beneidet wird. Als er abends heimkehrt, tritt ihm seine Köchin, eine dralle Bauernidyl, entgegen mit den Worten: "Aber, Herr Doktor, was dees nor for e Vogel is! So schwer han ich noch keen" — geroppt!"

\* **Das Alter der Papageien.** "Ah, Madame, was für einen herrlichen Papagei haben Sie! Ist es übrigens wahr, daß diese Vögel über hundert Jahre alt werden? — O gewiß, mein Herr. Eine mir bekannte Familie besitzt einen Papagei, welcher dem Hause bereits seit vier Jahrhunderten angehört. Allerdings ist es ein ausgestopfter!"

\* **Kindliche Naivetät.** Eine Familie ist im Begriff zu Mittag zu speisen, als die Nachricht von dem Tode der Tante eintrifft. Wüßlich fragte der kleine Emil, indem er lustern auf die wohlgelüllten Schüsseln hinblidte: "Papa, müssen wir jetzt gleich weinen, oder wollen wir warten, bis wir gegessen haben?" (H. Bl.)

\* **Schmeicheltast.** Heirathskandidat: Wie so ist denn Herr Meyer darauf gekommen, gerade Sie zu mir zu schicken? — Vermittler: Na wissen Sie, er ist ein Fleischhauer, ich kaufe immer für ihn die Ochsen, ich verstehe das nämlich, und da hat er mir halt gesagt: "Schauen Sie sich den jungen Herrn einmal an!"



## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

# **Mit Bezug auf die jüngste Entdeckung von Alterthümern in Luxor** wird aus Kairo des weiteren gemeldet, daß drei Galerien am Fuße eines 48 Fuß tiefen Schachtes geöffnet wurden. Eine Galerie war leer; die übrigen enthielten 152 gut erhaltene Mumien, von denen 149 der 20. Dynastie und 2 der 19. Dynastie angehörten. Ferner wurden 100 Kisten mit Statuetten und Totibüchern, 77 Papyrusrollen und Standbilder von Isis, Nephtis und Osiris, sowie eine große Menge anderer wertvoller Schätze vorgefunden. Der ganze Fund wurde in Kähnen nach Kairo gefandt, um dort vom Direktor Gröbault katalogisirt zu werden.

h. **Berlin, 20. Febr.** Der große russische Novellist Swam Turgenjew mußte selbst recht wohl, daß er kein Dramatiker war; wenn man jetzt trotzdem seine Arbeiten auf die Bühne setzt, so erweist man dem todtten Dichter damit gewiß keinen Dienst. Auch das zweiaktige Drama "Das Gnadenbrot", das gestern im "Lesting-Theater" aufgeführt wurde, ist eine in Dialogenform gebrachte und überdies noch schwache Novelle; das Stückchen ist offenbar für die schauspielertlichen Sonderbedürfnisse eines Charakterkomikers geschrieben, dem es in der Rolle eines vollkommenen Edelmannes eine lohnende und dankbare Aufgabe bietet. Im Rauch plaudert es Kufoskin aus, daß er, der verachtete Almosenempfänger und Hausnarr, eigentlich der Vater der jungen Schloßherrin ist; er verläßt, nach einer effektvollen Auseinandersetzung mit seiner Tochter und deren Gatten, das Herrngut, um in der Fremde das Gnadenbrot zu essen. Der deutsche Bearbeiter, Herr Eugen Fabel, wünscht einen noch mehr theatralischen Schluß herbeizuführen und so ließ er den alten Kufoskin in einer thänenreichen Sterbescene einem äußerlich angeführten Herzleidten erliegen. Durch das wirkungsvolle Solospiel des Herrn K e l n konnte das schwächliche Stückchen einigen Beifall erringen. — Schlimmer erging es dem Hauptstück des Abends, dem dreiaktigen Schauspiel "Fortuna" von einem jungen frankfurter Juristen, der sich auf dem Theaterzettel Herrmann Faber nennt. Es handelt sich in dieser Dilettantenarbeit um einen Staatsanwalt, der sich auf einem Maskenfest in ein Mädchen verliebt, das, wie sich später herausstellt, die Tochter eines betrügerischen Bankrottneuers ist, gegen den derselbe Staatsanwalt die Untersuchung führt. Die Eltern sterben. Die Liebenden scheiden von einander und das Stück ist aus. Da es den dritten Abend nicht erleben wird, sei es mit dem Mantel der Nächstenliebe bedeckt. Wenn aber das "Lesting-Theater" nach so vielen Niederlagen nicht endlich wieder einen Erfolg erzielt, dann sieht es schlimm. Vielleicht bringt Sardous "Thermidor" am 7. März die erste Erfolge. Gestern herrichte wieder jene gefährliche Laclust, die der leidenschaftlichen Scene eines ernst genommen sein wollenen Dramas alle Humore abzuloden weiß. — Im föntgl. Schauspielhause sind drei neue Regisseure ernannt worden, von denen einer, Herr K e l l e r, sich durch die flotte Neuentführung des Schönhan'schen Schwankes "Oberich Keller" heute erfolgreich einführte.

